



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Missionsverhältnisse in Rhodesia.

braale gefunden, gleichsam erstarrt und eingefroren war, begann aufzutauen unter dem warmen Sonnenstrahl christlicher Liebe. Dingindawo sah, wie es hier auf der Missionsstation jedermann so gut mit ihm meinte, ja ihn herzlich liebte, und wie alle miteinander förmlich wetteiferten, seine trostlose Lage zu erleichtern. Das alles machte ihn zu einem neuen Menschen; er lebte wieder neu auf und schloß sich mit dem Vertrauen eines Kindes an uns an.

Das Sprichwort sagt bekanntlich: Geteilter Schmerz ist halber Schmerz, geteilte Freude doppelte Freude. Deshalb hatte ich es so gerne, wenn sich der arme Dingindawo recht kindlich und vertrauensvoll aussprach. Ich befragte ihn über sein früheres Leben im heimat-

lichen. Ein Hauptgrund ist der, daß sich hier das Weib auf eine bedeutend tiefere Stufe gesetzt sieht als der Mann. In anderen Teilen Südafrikas ist dies zwar mehr oder minder auch der Fall, aber keineswegs in gleichem Grade wie hier.

Will z. B. hierzulande ein Bursche in die Schule kommen und Christ werden, so macht er dies in eigener Person ab; er ist frei. Nicht so das Mädchen; letzteres ist in den meisten Fällen schon vergeben, oder besser gesagt, an den künftigen Mann verkauft und hat daher keine freie Selbstbestimmung mehr, wenigstens nach der Ansicht und Meinung der hiesigen Schwarzen. Solch ein Mädchenhandel wird schon vielfach zur Zeit abgeschlossen, da das Mädchen noch ein unmündiges Kind ist,



Aufnahme von Protestanten in die katholische Kirche. (Reichenau 1913.)

lichen Kraal, über seine Krankheit, wieso lange er schon an derselben leide usw., und so begann er mir seine ganze Geschichte zu erzählen. Da ich denke, daß sich wohl auch unter den Leibern des „Bergizmeinnicht“ mancher Kranke findet und manche Seele, die sich einsam und verlassen fühlt, will ich im Folgenden das Gehörte wiedergeben. Vielleicht ist mancher dann zufriedener und findet sich eher in seine müßige Lage hinein, wenn er sieht, wie dieser arme Heide noch ungleich schwerer geprüft wurde, und wie schließlich der liebe Gott doch alles zum Besten lenkte.

(Fortsetzung folgt.)

Missionsverhältnisse in Rhodesia.

Vom Hochw. P. Adalbero Fleischer.

Triashill. — In der hiesigen Mission macht uns das weibliche Geschlecht viel mehr zu schaffen als das männ-

ja manchmal schon, bevor es noch das Licht der Welt erblickt hat.

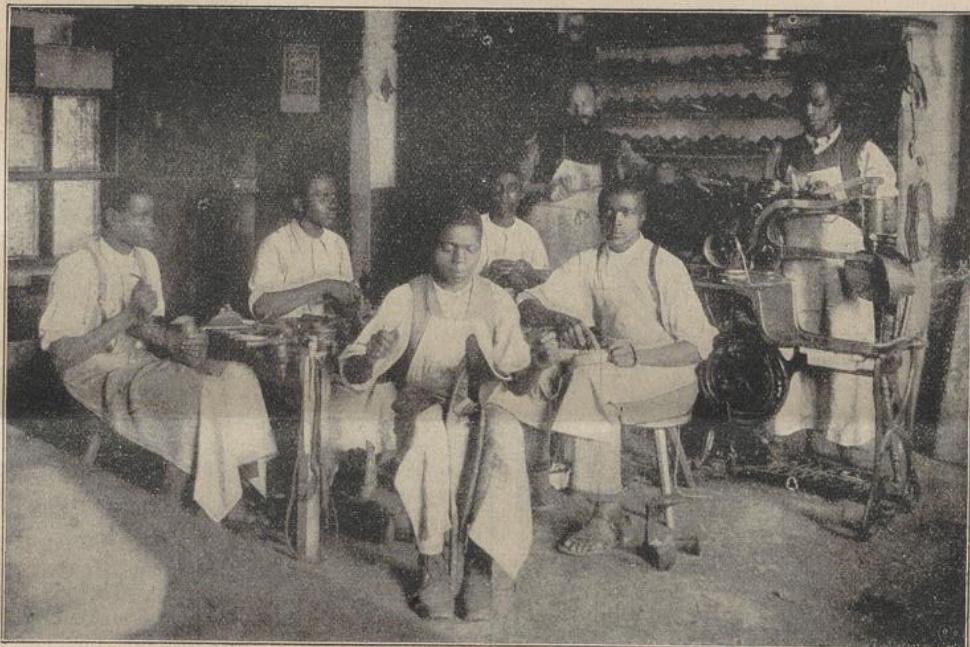
So famen da neulich Leute zu mir, um ihr Mädchen zurückzuholen, das in unsere Missionschule eingetreten war. Sie jammern mir ein Langes und Breites vor, was sie auszustehen haben, weil das Mädchen sich weigere, zu seinem „Manne“ zu gehen. Nun wird das Mädchen schwandert und erklärt sich zuletzt bereit, mit den Eltern nach Hause zu gehen. Raum ist das Wort ihrem Munde entflohen, da sangen die Alten zu singen und zu tanzen an ob des unerwarteten Triumphes! Sie waren vor Freude ganz außer sich; mir aber tat es in innerster Seele weh, und ihr Jubel erschien mir wie das Frohlocken der Hölle. Zuletzt trat ein junger Mann vor und erklärte, er habe Anspruch auf ein Mädchen dieser Braut. So war also das unglückliche Geschöpf nicht nur persönlich verkauft, sondern auch schon zum voraus sein noch gar nicht existierendes Kind oder Mädchen. Welch' eine elende Sklaverei, in der solche

Mädchen schmachten! Selbst wenn der betreffende Mann stirbt, ist das Mädchen noch keineswegs frei, sondern es gehört dann dem nächsten Verwandten ihres verstorbenen Mannes. Der tritt fortan in all' dessen Rechte ein, und der Vater kann sein Mädchen nicht zurückfordern; er hat seinerzeit für sein Kind vom Bräutigam so und soviiele Ochsen bekommen und hat damit jeglichen Anspruch auf dasselbe verloren.

Das weltliche Gericht gestattet allerdings nicht, daß ein kleines Mädchen schon zum künftigen Manne gebracht werde, aber tatsächlich geschieht es doch fortwährend überall. Die Behörde schützt auch ein Mädchen, das, herangewachsen, nicht bei seinem aufgedrungenen Manne bleiben will; aber im allgemeinen wagen es nur wenige Mädchen, ihrem Manne öffentlich vor Gericht

verläßig genug erschienen, daß sie ihr Versprechen, nicht zu diesem angeblichen „Manne“ zu gehen, auch halten würden. Gott sei Dank, bis jetzt haben wir noch keines dieser Mädchen verloren. Allerdings wurden einzelne vorübergehend gezwungen, beim „Manne“ zu sein, allein sie kamen trotz der größten Schwierigkeiten, die man ihnen dort bereitete, alle wieder zu uns zurück.

Viel Trubel macht uns auch die eigentümliche Art und Weise, wie hierzulande nach uraltem Brauch die Verlobung, bezw. Trauung eingeleitet wird. Will ein Bursche ein Mädchen heiraten, so muß er es heimlich in seinen Kraal holen und dann abwarten, bis dessen Vater davon hört und kommt, um entweder den Handel definitiv abzuschließen oder sein Kind zurückzufordern. Da steht nun mancher christliche Junge ratlos da. Holt er



Schuhmacherei in Mariannhill.

abzusagen, weil sie eben endlose Streitigkeiten und Bedrückungen sowohl von Seiten des Mannes, wie der eigenen Eltern und Verwandten voraussehen. Wohl gibt es auch starkmütige Seelen, die all dem trotzen; aber in der Regel ist dies nicht der Fall, der Charakter des weiblichen Geschlechtes hat vielmehr im Laufe der Jahrhunderte unter dem Banne dieser heidnischen Gewohnheit so gelitten, daß sich das Mädchen einbildet, es habe dem Manne blindlings zu folgen. Sie fühlen sich somit wie Menschen zweiter Klasse, denen nicht wie den Männern das Recht der freien Selbstbestimmung zukommt.

In der benachbarten englischen Mission besteht die Gewohnheit, kein Mädchen aufzunehmen und zu taufen, das nicht einen Burschen hat, der entweder schon Christ ist, oder sich wenigstens taufen lassen will. Das ist nun allerdings bequem und erspart dem Missionar viele Sorgen und Kämpfe, doch dem Geist des Christentums entspricht es nicht. Wir haben in unserer Mission schon genug Mädchen getauft, die bereits einem heidnischen Manne vergeben waren, allerdings nur solche, die uns

das Mädchen nicht, so kommt der Heiratshandel nicht in Gang, holt er es, so kommt er in Konflikt mit der christlichen Moral und auch mit dem Priester, der so was natürlich nicht zugibt. Was nun? Wir wählen folgenden Ausweg: der Bursche ruft sein Mädchen brieflich oder durch einen guten Freund und bezieht inzwischen einen anderen Kraal, oder kommt höher zu unserer Missionsstation. So kann dann alles ohne Anstand weiter besprochen und geregelt werden.

Welch düstere Schattenseiten das Heidentum aufweist, sieht man erst, wenn man es geraume Zeit in nächster Nähe beobachten konnte. So ist es traurige Tat- sache, daß hier in Rhodesia Zwillinge in der von ihren heidnischen Eltern ermordet werden. Natürlich tritt das beim einzelnen Fall nicht so offen an den Tag, schon weil die Regierung mit strengen Strafen dagegen einschreiten würde, daß es aber geschieht, ist uns gar wohl bekannt. Diese armen, unglücklichen Geschöpfe werden einfach in einen großen, mit heißer Asche angefüllten Topf gesteckt und darin erstickt. — In Natal und teilweise auch in der Kapkolonie hält der Kaffer viel auf

reichen Kindersegen; hier in Rhodesia nicht so. Starke Familien mit 7—10 Kindern sind fast etwas Unerhörtes, meistens haben sie nur etwa drei oder vier. Eine große Zahl dieser kleinen stirbt auch wegen unfluger, unhygienischer Behandlung. Es ist ganz auffallend, wie alljährlich bei Beginn der Regenzeit die Kinder vom Tode nur so niedergemäht werden.

Diese Aufführungen beziehen sich natürlich in erster Linie auf die alteingesessene, heidnische Bevölkerung. Unsere Christengemeinde ist noch jung, wurde doch die hiesige Mission erst vor wenigen Jahren eröffnet. Mit Ausnahme von zwei älteren Familien haben wir lauter junge Chepaare, und ich hoffe, daß ihnen der liebe Gott reichen Kindersegen bescheren wird. Leider sind diese guten Leute meist so arm, so daß sie kaum wissen, wie sie ihre Kinder alle ernähren und kleiden sollen; und doch ist es anderseits so schön, wenn in einem Hause um Vater und Mutter all die Sprößlinge, Knaben und Mädchen, groß und klein sich scharen.

Ich möchte nun allzu gerne solchen Familien zu Hilfe kommen und ihnen überdies eine rechte Ehre tun. Da dachte ich mir z. B., man könnte ihr sechstes Kind und jedes weitere auf Kosten der Missionsstation alljährlich kleiden, bis es erwachsen aus der Familie ausscheidet und für sich selber sorgen kann. Natürlich müßte die ganze Familie brav und gut katholisch sein, und keines der Mädchen dürfte nach altheidnischem Brauch an einen Mann verkauft werden. Ein besonders schöner Anlaß hiezu wäre an Weihnachten, speziell am Feste der Unschuldigen Kinder. Ich dachte, das gäbe ein rechtes Kinderfest und müßte das liebe Jesukindlein hoch erfreuen. Damit könnte ich auch für die Eltern eine entsprechende Belehrung verbinden; das würde nicht versehnen, einen großen Eindruck auf sie zu machen und würde ihnen eine höhere, idealere Auffassung von der Würde der christlichen Mutterenschaft geben.

Die Auslagen wären nicht allzu groß; denn die Schwarzen sind bezüglich Kleidung sehr bescheiden. So ein Kind käme im Jahr höchstens auf 3—4 M zu stehen. Gabe man einem Knaben halbjährig einmal eine Hose oder ein Hemdchen, einem Mädchen ein Hemdchen und ein Röcklein, so würde das genügen. Gegenwärtig sind in Triashill 130 christliche Familien, meist, wie soeben angedeutet, junge Leute; noch keine hat sechs Kinder, wenigstens nicht sechs lebende. Zwei Familien kenne ich, die schon fünf Kinder haben, und ihnen würde ich mit Freuden obige Begünstigung zukommen lassen, denn es sind äußerst solide Familien; ihre Kinder sind gut erzogen und zeichnen sich vor allen andern durch ihr bescheidenes und sittliches Verhalten aus. Auch ihre Armut verdiente eine liebevolle Unterstützung.

Ich bin fertig. Es fehlt nur noch eins, daß sich nämlich ein paar edle Wohltäter fänden, die für Obiges Interesse hätten und mir die nötigen Mittel in die Hand gäben. Das Schönste wäre allerdings, wenn uns ein hochherziger, von Gott mit irdischen Glücksgütern gesegneter Wohltäter gleich eine Summe zufommen ließe, von deren Zinsen ich alljährlich ein paar Kinder kleiden könnte. Doch, ich weiß, solche Wohltäter sind schwer zu finden. Ich bin übrigens auch mit den Sparpfennigen der Armen zufrieden, die zusammen auch soviel ausmachen, daß ich ein armes Heidentind besleiden und zugleich das Herz seiner braven Mutter erfreuen kann.

Für jede, auch die kleinste Gabe sage ich zum Vor- aus ein herzliches Vergelt's Gott. Das liebe Jesukind

und seine heiligste Mutter Maria mögen es den edlen Spendern reichlich lohnen für Zeit und Ewigkeit!

Buntes Allerlei.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner.

Emaus, 2. Dezember 1910. — Während ich unlängst in Lourdes frank lag, schrieb man mir, es hätte in Emaus stark gebrannt. Ich sah es bei meiner Rückkehr sofort an den vielen abgebrochenen Ästen, die in unserm Bläckwattelwaldchen am Boden lagen.

Die Bläckwattel, eine Akazienart, wurde von Australien nach Südafrika importiert und gedeiht hier ganz vorzüglich. In 6 bis 7 Jahren entwickelt sie sich zu einem ganz respektablen Baum. Eine schwere Schneelast können die rasch aufgeschossenen, etwas spröden Äste allerdings nicht tragen. Sonst aber ist diese Holzart fürs ganze Land von großem Nutzen. Sie bildet um eine neue Niederlassung rasch einen wohltuenden Windschutz, belebt die ganze Gegend und liefert das nötige Brenn- und Bauholz. Auch die Kaffern lieben die jungen Stämme zum Baue ihrer Hütten sehr, und machen oft weite Wege, sie zu kaufen oder auch zu stehlen. Ihr vorzüglichster Nutzen aber liegt in der Rinde, die einen ausgezeichneten Gerbstoff enthält und daher auch von europäischen Gerbereien sehr gesucht ist. Doch nur die schwärze Wattel, von den Engländern Bläckwattel genannt, liefert diesen Gerbstoff, die Silberwattel nicht.

Gestern hatten wir einen orkanartigen Sturm. Der Frühling ist im Anzug, und da gehen den Regengüssen oft solche Stürme vorher. Wer kann, schließt sich bei solchem Wetter in seine Stube ein; auch von den Schwarzen lässt sich an solchen Tagen kein Mensch erblicken. Sie sitzen alle um ein lustiges Feuerchen in der Hütte und vertreiben sich da die Zeit durch müßiges Plaudern und Trinken. Wehe aber dem Kutscher und Fuhrmann, der bei solchem Sturm und Wetter auf der Landstraße fährt. Denn infolge der langen Trockenheit — oft regnet es in Südafrika im Winter 4—5 Monate lang keinen Tropfen — liegt unglaublich viel Sand und Staub auf allen Straßen. Komm nun ein Fuhrwerk daher, das mit 10 Mauleseln oder gar mit 18 Ochsen bespannt ist, so kann man sich denken, welchen Staub es aufwirbelt, zumal, wenn noch endlose Windstöße dazwischenfegen! So ein Gefährt ist oft stundenlang in ganze Wolken von Staub und Sand eingehüllt. Kommt der Wind von der Frontseite, so ist die Sache noch einigermaßen exträglich, denn er jagt dann den von den Tieren aufgewirbelten Sand rasch zwischen deren Füßen und den Wagenrädern hindurch. Blätzt dagegen die Windsbraut vom Rücken her, so bleibt die Staubwolke rings um das Gefährt herum sitzen und hält mit ihm gleichen Schritt. Da heißt es dann Staub schlucken! Da gibt es Staub und Sand in allen Kleidern, in den Augen, in den Ohren, in der Nase, im Mund, in allen Poren. So was gehört auch zu den Unannehmlichkeiten des Tropenlebens. Lesen läßt sich die Sache leicht, sie woch- und monatlang persönlich mitmachen, ist weniger angenehm.

Ein alter Veteran, der noch Tschaka gesehen hatte und jetzt sicherlich seine 85 Jahre zählt, ist jüngst auch gestorben. Er wurde schon früher eingeladen, zur Kirche zu kommen, allein er entschuldigte sich mit der Ausrede, er habe keinen Rock. Der Hochw. Abt Franz, der damals noch lebte, sagte, er wolle ihm einen Rock